



FOTO: RON ROBERTS/GETTY IMAGES/PA/ANIMAPICTURE

Geistiger Klimawandel: Was uns blüht

Die Bischöfe wollen den Weltbild Verlag verkaufen – eine spektakuläre Entscheidung. Doch das ist erst der Anfang. Die päpstliche Forderung nach Entweltlichung wirkt weiter, die deutsche Kirche muss sich ihr stellen. Wer ist als Nächster dran? Christ & Welt eröffnet die Debatte ums geistliche Kerngeschäft. Ein Blick auf Klostershops, Krankenhäuser und Kreditwesen

UNTERNEHMEN

Kardinal Meisner sehe das richtig mit der Entweltlichung, meint Anselm Bilgri. Der Kölner Erzbischof hatte die Trennung der katholischen Kirche vom Weltbild Verlag verlangt. Die Bischöfe könnten nicht da mit Geld verdienen, wogegen sie predigen. „Das stimmt schon“, sagt Bilgri, der in Andechs am Ammersee Mönch war und heute als Redner, Berater und Coach tätig ist, mit breitem, bayerisch gefärbtem Telefonhochdeutsch, „aber die Kirche predigt auch den lieben Gott und ist eher unarmherzig.“ Zum Beispiel bei den wiederverheirateten Geschiedenen. Denen verwehre sie die Eucharistie. Sie wird also, sagt der frühere Mönch, nicht nur bei Weltbild ungläubig. „Ein bisschen Umsatz mit Erotikbüchern ist nicht ihr größtes Problem.“

Die katholische Kirche, meint er, stehe sich selbst im Weg. „Sie befasst sich zu viel mit ihrer Struktur und mit ihren Problemen und auch mit der Bewahrung ihrer Privilegien. Sie ist immer noch staatsnah. Das kommt aus der Vormoderne. Da waren Bischöfe Fürsten. Das merkt man mitunter noch heute an ihrer Hofhaltung. Da würde eine gewisse Entweltlichung guttun.“ Er wünscht sich eine Kirche, „die den Menschen zugewandt ist und ihnen zuhört. Das muss sie aber auch leben. Wenn die Kirche zu hören vorgibt, aber sich nichts ändert, wirkt sie nicht gerade glaubwürdig.“

Bilgri spielt auf den Dialogprozess an, der zwischen Laien und Bischöfen stattfindet, bei dem etwas geschehen soll, aber nichts passiert darf. Bilgri erinnert an Papst Johannes XXIII., den Initiator des Zweiten Vatikanischen Konzils. „Der wollte ein Aggiornamento, eine Kirche von heute, er wollte die Fenster öffnen, damit der Heilige Geist hineinkommt. Entweltlichung klingt auch ein bisschen wie: wieder alles zumachen.“

Die katholische Kirche kann von der Wirtschaft lernen, sagt er. „Man muss sich einsetzen, man muss effizient handeln und man muss sein Vorgehen transparent machen.“ Und, fügt er an, die Bischöfe sollten Führungskompetenz gewinnen. Es wird kaum Wert auf die Fähigkeit gelegt, Kirche leiten zu können. Er würde gerne einen Bischof coachen, „sehr gerne. Das sind ja alles hochintelligente Leute, aber kaum ein Kirchenmann hat zum Beispiel mal ein mittelständisches Unternehmen geführt.“

Er selber bringt diese Erfahrung mit. Da liegt auch der Grund, warum Entweltlichung mit seinem Leben zu tun hat. Anselm Bilgri, zum Priester geweiht von Joseph Kardinal Ratzinger, verließ das Benediktinerkloster am Wallfahrtsort An-

dechs 2004 im Streit. Er hat es wirtschaftlich saniert. Nie war so viel Andechser Bier verkauft worden wie unter seiner Leitung. Er hatte eine Führungsakademie aufgebaut, ein Musikfestival und auch spirituelle Angebote. Bilgri war Andechs, und Andechs war Bilgri.

Das ist gefährlich in einer Gemeinschaft. 2003 wurde nicht er Nachfolger von Abt Odilo Lechner, sondern der jüngere Johannes Eckert. Der wollte weniger brauen und mehr beten. Bilgri nahm ein Sabbatjahr und dann seinen Abschied. Nach vier Jahren als Gesellschafter eines Beratungsunternehmens arbeitet er heute als Freiberufler; unter anderem lehrt er an der Hochschule München, der zweitgrößten in Deutschland für angewandte Wissenschaften. „Natürlich kann man meine Biografie als Verweltlichung lesen“, sagt er. „Ich bin ein säkularisierter, ein in die Welt zurückgekehrter Mönch. Aber ich habe nicht das Gefühl, ich hätte meine spirituellen Wurzeln abgeschnitten. Es ist die Aufgabe der Kirche, mit ihrer Botschaft in der Welt zu leben. Ich versuche, Werte des Evangeliums in weltlicher Umgebung zu vertreten.“ Für manche gilt er als gescheitert. Für ihn ist damit nicht alles gesagt: „Viele aus meiner neuen Umgebung schätzen es, dass ich auch diese Erfahrung mit ihnen teile.“

Wolfgang Thielmann

CARITAS

Jeder zweite Platz in einer Behinderteneinrichtung, jedes dritte Krankenhausbett und jeder vierte Kindergarten in Deutschland wird von den Kirchen unterhalten. Die katholische Kirche hat sich, nach dem Vorbild der evangelischen, mit der Caritas einen Wohlfahrtsverband an den Hals gehängt, mit einer halben Million tägl. Beschäftigten, dreimal so viele wie die Arbeiterwohlfahrt, und noch einmal so vielen ehrenamtlich Engagierten. Warum? In regelmäßigen Abständen müssen die Kirchen dagegen argumentieren, dass sich Krankenhäuser, darunter auch ihre, angeblich als größte Kostentreiber im Gesundheitswesen erweisen hätten. Aber warum fühlen sich immer noch viele Menschen besser aufgehoben in Krankenhäusern der Diakonie und in Altenheimen der Franziskanerinnen der allerletzten Jungfrau Maria von den Engeln? Was ist das Eigentliche? Was tut die Caritas, was andere nicht tun? Darüber wird in den knapp 30 000 Einrichtungen der Caritas und auch den 24 000 der Diakonie debattiert. Eine Antwort der Beschäftig-

ten lautet: Dem wunden Hintern ist es eigentlich egal, wer ihn verbindet.

Das Eigentliche, sagen Patienten, Bewohner und Klienten, ist der Geist. Früher brachten Ordensschwwestern und Diakonissen ihn aus ihren Klöstern und Mutterhäusern mit. Und niemand fragte, ob Deutschland oder die Welt christliche Krankenhäuser brauchen. Dann wurden Ordensfrauen und Diakonissen weniger. Gleichzeitig erlebte die Sozialarbeit, auch die kirchliche, eine ungeheure Professionalisierung. Wo früher die Gemeindegewerbetetete und betete, ist heute eine Armada unterwegs vom Schuldnerberater bis zur Dorthelferin. Caritas und Diakonie brauchen immer mehr Personal.

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wurden sie mitunter händeringend gegeben, marode Sozialeinrichtungen in den neuen Bundesländern zu übernehmen – mit den Beschäftigten. Die fragten, ob jetzt die christliche Ideologie die sozialistische ersetze. Caritas und Diakonie wurden so groß wie nie zuvor. Und mussten überlegen, was das Eigentliche ist. Mithilfe von Kommunikationsagenturen setzten Direktoren und Mitarbeitervertreter gemeinsam Texte auf, die das Eigentliche beschreiben sollten. Sie nannten das „Leitbildentwicklung“. Die gehört heute zur Zertifizierung, der sich jedes Krankenhaus und jeder Pflegeheim unterziehen muss, alle paar Jahre wieder. Mitunter dauert es, bis Leitbild und Leben einander ähnlich sind.

Im Leitbild des Deutschen Caritasverbandes steht: „Das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt, aber seine Gerechtigkeit muss in ihr Gestalt annehmen.“ Und: „Der Dienst der Caritas gehört wie der Gottesdienst und die Verkündigung zum Lebensvollzug der Kirche.“ Ohne Caritas und Diakonie hat also die Kirche ein Defizit an Substanz.

„Not sehen und handeln!“ lautet das Motto der Caritas. Darin steckt ein Kon-

flikt. Diakonie und Caritas wollen wie der Barmherzige Samariter in der Bibel das unter die Räuber gefallene Opfer suchen. Und ihm helfen. Der Barmherzige Samariter tut das nicht selbst, sondern bringt das Opfer zu einem Wirt und gibt ihm Geld, damit er es pflegt. Die Mitgliedswerke der Caritas pflegen aber selber. Sie sind nicht nur Samariter, sondern auch Wirt. Und schließlich machen sich Caritas und Diakonie zum Anwalt und setzen sich politisch ein – damit die Opfer erst gar nicht unter die Räuber fallen, sagen sie.

Tatsächlich stecken sie oft im Zwiespalt zwischen den Interessen der Pflegenden und der Gepflegten. Behandlung und Beratung müssen bezahlbar sein. Aber Berater und Pflegekräfte verlangen angemessene Bezahlung. Die Vorstände schon gar. Gute Behandlung kostet gutes Geld. Mancher, der ins Altenzentrum gehen muss, fühlt sich wie unter die Räuber gefallen, wenn er die Pflegekosten der Heim sieht.

Das ist so kompliziert und zu viel, halten manche Bischöfe dagegen. Muss sich die Kirche vom Gesundheitsministerium in die Zange nehmen lassen, das generell weniger Krankenhäuser in Deutschland haben will? Muss sie sich in Verhandlungen aufreiben mit Ländern und Kommunen, die die Zuschüsse an Schulen und Kindergärten kürzen wollen? Muss sie Interessen ausgleichen zwischen Sozialkonzernen und ihren Kunden? Muss sie Tausenden von Mitarbeitern erklären, wer die Kirche ist, bei der sie arbeiten und deren Gesicht sie damit sind? Nein, entgegnet mancher Bischof, das wächst uns über den Kopf. Caritas geht nur mit überzeugten Christen. Der Papst hielt dem in seiner Freiburger Rede entgegen, Christen dürfen sozial-karitative Dienste nicht einfach anderen überlassen. Aber er sagte auch: „Nur die tiefe Beziehung zu Gott ermöglicht eine vollwertige Zuwendung zum Mitmenschen, so wie ohne Zuhau-

pfung zum Nächsten die Gottesbeziehung verkümmert.“ Der Satz wird sich in ein paar Jahren wohl im Leitbild des Caritasverbandes wiederfinden.

Wolfgang Thielmann

KIRCHENBANKEN

Der Name ist irreführend und richtungweisend zugleich. Kirchenbanken pflegen Verbindungen zu Kirchen, doch sie sind keine kircheneigenen Unternehmen. Als Genossenschaftsbanken müssen sie im kirchlichen Bereich wie weltliche Finanzinstitute und die Gunst von Entscheidungsträgern bühnen. Schließlich geht es um die Anlage eines geschätzten Vermögens von rund 100 Milliarden Euro.

Die Branche ist überschaubar. Sie umfasst insgesamt zwölf Kirchenbanken, darunter sieben katholische und fünf evangelische Finanzinstitute. Zu den größeren katholischen Banken gehören unter anderem die Pax-Bank aus Köln, die Bank im Bistum Essen, die Bank für Kirche und Caritas in Paderborn und die DKM Darlehenskasse Münster. Bei den evangelischen Geldhäusern dominieren die Kreditgenossenschaft Kassel und die KD Bank für Kirche und Diakonie aus Dortmund. Gemeinsam kommen die zwölf Kirchenbanken auf eine Bilanzsumme von rund 30 Milliarden Euro. Zum Vergleich: Die Deutsche Apotheker- und Ärztebank, die ebenfalls im Bundesverband der Deutschen Volksbanken und Raiffeisenbanken (BVR) organisiert ist, brachte es 2010 auf eine Bilanzsumme von 39 Milliarden Euro.

Wozu brauchen Kirchen überhaupt Banken? Schließlich mangelt es in Deutschland nicht an Geldhäusern, die bereit wären, kirchliches Vermögen anzulegen oder kirchliche Einrichtungen wie Krankenhäuser oder Kindergärten mit Krediten zu versorgen. Auch Kleinkredite oder die Förderung von sozialen Projekten sind kein Alleinstellungsmerkmal mehr von Kirchenbanken. Bei dem wachsenden Geschäftsfeld des ethischen Investments bekommen die Kirchenbanken zunehmend Konkurrenz von traditionellen Geldhäusern.

Die Frage stellt sich zunehmend in entgegengesetzter Richtung. Nicht die Kirchen brauchen die Kirchenbanken, sondern die Kirchenbanken die Kirchen. Denn der Markt für kirchliche Dienstleistungen schrumpft – und damit auch das Geschäftsfeld der Kirchenbanken. So ist allein im Bistum Essen die Zahl der Pfarren durch die Strukturreformen der vergangenen Jahre von 264 auf 49 Körper-

schaften des öffentlichen Rechts geschrumpft. Für die Bank im Bistum Essen bedeutet das: weniger Kunden. Und es geht weiter abwärts. Folglich bietet die Kirchenbank – wie andere auch – ihre Dienstleistungen nun Kunden an, die keine direkte Verbindung mehr zur Kirche haben. Sie öffnet sich mehr und mehr der Welt.

In den Gründerjahren war das noch anders: Die meisten kirchlichen Banken wurden als Selbsthilfeeinrichtungen gegründet, um die Altersvorsorge von Priestern zu ermöglichen, den Bau von Kirchengebäuden und die Arbeit karitativer Einrichtungen zu finanzieren. Nur kirchliche Mitarbeiter, Mitglieder der jeweiligen Kirche und ihre Familienangehörigen konnten ein Konto bei einer Kirchenbank eröffnen. Schließlich sollte das Vermögen von Pfarren, Bistümern, Gemeindegliedern und kirchlichen Mitarbeitern gemäß den Prinzipien der katholischen Soziallehre angelegt werden und nicht der Gewinnmaximierung traditioneller Geldhäuser dienen.

Durch das Genossenschaftsmodell wurde die Arbeit der kirchlichen Dienstleister auf eine weltliche Basis gestellt. Sowohl Privatpersonen als auch Institutionen wie Gemeinden, Pfarren, Wohlfahrtsvereinigungen und Kindergärten können Anteile zeichnen. Jedes Mitglied hat eine Stimme, unabhängig davon, wie hoch sein Anteil ist. Die finanzkräftigen Genossen machen ihren Einfluss dafür auf einem anderen Weg geltend: Ihre Vertreter sitzen im Aufsichtsrat und kontrollieren die Arbeit des Bankvorstandes.

Noch haben die Kirchenbanken einen entscheidenden Vorteil gegenüber ihrer weltlichen Konkurrenz: Sie können Kredite günstiger anbieten. Denn sie müssen weder ein teures Filialnetz unterhalten, noch borgen ihre Bilanzen Risiken, die bei der Vergabe von Darlehen an kleine und mittlere Unternehmen entstehen können. Bei Vermögensanlagen sieht es allerdings anders aus. „Ich würde mir wünschen, dass die Bischöfe mehr Geld bei den Kirchenbanken anlegen und nicht da, wo die höchste Rendite ist“, klagt ein Branchenkenner. Auch Kirchenbanken sind keine Wohltätigkeitseinrichtungen. Doch gemäß ihrer Philosophie unterscheiden sie zwischen Gewinnmaximierung und Gewinnoptimierung. Während Ersteres als hemmungslos Gier kritisiert wird, ist Letzteres ausdrücklich erwünscht. Profit ist willkommen, aber nicht auf Kosten anderer.

Was heißt nun Entweltlichung: keine Gemeinden als Bankgenossen, keine Generalvikare im Aufsichtsrat. Und vielleicht auch: keine Kirchenbanken. Dann wäre Geld das Geschäft der Welt.

Astrid Prange

ENTWELTLICHUNG FÜR ANFÄNGER

Am Schluss seiner Deutschlandreise im September stellte Papst Benedikt XVI. den deutschen Katholiken eine Aufgabe. Eiters rätlichen Freunde und Kritiker, was er gemeint haben könnte, als er von der Entweltlichung sprach. Er äußerte seine Sorge darüber, dass die Kirche „Organisation und Institutionalisierung größeres Gewicht gibt als ihrer Berufung zur Offenheit“. Eine „von ihrer materiellen und politischen Last befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden“. Joachim Kardinal Meisner, der Kölner Erzbischof, übersetzte die Rede in die Sprache des gemeinen Mannes. Das Auto namens Kirche leide an einem Missverhältnis zwischen Größe und Antrieb. „Wir müssen die zu große Karosserie abbauen und eine kleinere Form finden, die unserer inneren Kraft entspricht.“ Als Konsequenz wollen sich die Bischöfe vom Weltbild Verlag, der auch Softpornos im Sortiment hatte, trennen. Konservative Katholiken kritisieren, er produziere zu viel Weltliches. **W. T.**